



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein Kapitel von der Narrheit

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Ein Kapitel von der Narrheit



Um Narren kennen zu lernen, braucht man nicht die Zeit des Narnevals abzuwarten, obwohl die dazu am meisten geeignet scheint, denn da kommen uns so viel Narren in den Weg, daß es oft schwer hält, die andern Menschen aus der Menge herauszufinden, umsomehr, als diese leicht auch für Narren gehalten werden, gerade weil sie an der allgemeinen Narrheit nicht teilnehmen. Nicht viel anders aber ist es im Leben auch. Man fühlt sich deshalb versucht, zu fragen, woran man denn eigentlich den wirklichen Narren erkenne. Kleider machen zwar Leute, aber das Maskenkleid allein macht offenbar noch nicht den Narren; denn wird es nicht auch von manchem angelegt, der keiner ist, und geht nicht mancher Narr auch ohne Verkleidung herum? Ein andres altes Sprichwort sagt: In vielem Lachen erkennt man den Narren; aber das ist auch nicht richtig, da es unerkennbare Narren giebt, die von einem geradezu tierischen Ernst erfüllt sind, während wir auf der andern Seite Menschen viel lachen sehen, die wir keineswegs als Narren, sondern im schlimmsten Falle nur als einfältig bezeichnen können, und das ist etwas andres als närrisch. Denn die Einfalt, deren höherer Grad die Dummheit ist, besteht in einem Mangel an geistigen Anlagen, namentlich an Auffassung und Urteil, und ist also das Gegenteil der Klugheit, unter der wir eine gute Fähigkeit zum Erkennen der Dinge, insbesondre auf dem Gebiete des praktischen Lebens begreifen. Ein Narr aber ist an und für sich noch kein dummer Mensch, eher das Gegenteil. Dafür, daß er dumm sei, spricht nicht, daß er nach dem Sprichworte mehr als zehn Weise beantworten können; denn ein dummer Mensch fragt nicht viel. Aber freilich, hat dieses Sprichwort Recht? Es bringt die Narrheit zur Weisheit in Gegensatz, und das läßt sich nicht rechtfertigen. Weisheit hängt etymologisch mit Wissen zusammen und bezeichnet einen Zustand, wo man durch praktische Lebenserfahrung soviel Erkenntnis erworben hat, daß man nunmehr weiß, wie es sich mit den Dingen verhält. Vorher konnte man das nicht wissen, also auch nicht weise sein, selbst wenn man von Hause aus klug war. Zwar behauptet wieder ein andres Sprichwort, erst durch Schaden werde man klug; aber das ist auch nicht richtig ausgedrückt: durch Schaden wird man weise. Denn auch ein kluger Mensch kann sich in übel angebrachtem Vertrauen betrogen lassen, solange es ihm an Weltkenntnis fehlt; so lange ist er eben nicht etwa ein Narr, sondern dem Kinde gleich, das die böse Welt noch nicht kennt, ein Thor, ein Unwissender, wie Parsival, der reine Thor, der nach Richard Wagners Aufschlüssen erst durch Mitleid wissend geworden ist. Allerdings nennt Wolfram von Eschenbach seinen thörichten Zustand tumbheit, aber er zeigt damit nur, daß er es mit der Synonymik ebensowenig genau nimmt wie die Sprichwörter, wenn nicht etwa, wie es so oft geschehen ist, das Wort im Laufe der Jahrhunderte seinen Begriff gewechselt hat. Denn wenn sich auch ein dummer Mensch, weil ihm die Fähigkeit abgeht, in ausreichendem Maße zu erkennen, im einzelnen Falle auch als

Thor erweisen wird, so ist doch der Thor nicht notwendigerweise dumm, er hat eben nur noch nicht die nötige Erfahrung und kann, wenn er solche erwirbt, weise werden, was dem Dummen schwerlich jemals gelingt. Denn Dummheit ist, wie es spöttischerweise heißt, eine Gabe Gottes, richtiger wohl eine Fügung, gegen die sich nichts machen läßt, wie denn auch selbst Götter vergeblich dagegen kämpfen.

Wenn also Narrheit ebensowenig mit Dummheit wie mit Thorheit verwechselt werden darf, so stimmt sie doch in einem Punkte mit diesen Eigenschaften überein, nämlich darin, daß sie zum Lachen reizt. Zwar ob ein thörichtes oder gar dummes Verhalten nicht eher die Gefühle des Argers oder des Mitleids weckt, mag dahingestellt bleiben. Aber wie oft wird nicht auch darüber gelacht, freilich meist aus Schadenfreude in dem behaglichen Gefühle, daß man selbst doch besser dran sei. Auf ein so unedles Motiv nun ist die durch Narrheit hervorgerufne Heiterkeit nicht zurückzuführen; hier ist sie vielmehr die rein ästhetische Wirkung des Komischen. Da das Komische bekanntlich im allgemeinen darin besteht, daß ein gewisser scharfer Gegensatz zwischen Meinung und Wirklichkeit in überraschender Weise hervortritt, so kann auch das Wesen der Narrheit nur in einem solchen Gegensatz liegen. Bei näherer Prüfung erweist sie sich denn in der That als eine Verkehrung der vernünftigen Erkenntnis der Dinge in ihr Gegenteil, also als eine Unvernunft, die, an einem bestimmten Punkte hervortretend, sich mit den Thatfachen, wie sie sich der vernünftigen Anschauung darstellen, in Widerspruch setzt, und auf deren Grundlage sich dann die Handlungsweise des Menschen durchaus folgerichtig und insoweit vernunftgemäß entwickelt: sie würde wirklich vernünftig sein, wenn es die Anschauung wäre, aus der sie hervorgeht; so aber ist sie nur mit dem Scheine der Vernunft bekleidet und im Grunde eben närrisch, und sie steht im beständigen Gegensatz zur nüchternen Wirklichkeit. Gerade dadurch aber wirkt sie komisch.

Man könnte hiergegen einwenden, daß, wenn es sich so verhielte, die Narrheit ja eigentlich mit den durch Geisteskrankheit erzeugten Wahnideen zusammenfallen würde, die das folgerichtige Handeln des Kranken durchaus nicht beeinträchtigen, in ihrer praktischen Bethätigung aber keineswegs komisch wirken. Die Ähnlichkeit läßt sich nicht verkennen. Aber der Unterschied liegt darin, daß es sich bei der Narrheit nicht um eine krankhafte Geistesstörung handelt. Der närrische Mensch als solcher erfreut sich vielmehr vollkommener geistiger Gesundheit und unterscheidet sich von normalen Menschen nur dadurch, daß er nicht wie diese seine gesamte Handlungsweise unter die Leitung der Vernunft stellt; diese setzt vielmehr an dem einen oder andern Punkte ihre Thätigkeit aus und erteilt einer ihr widerstrebenden geistigen Macht das Wort, deren Entscheidungen dann die Grundlage für das weitere Vorgehen des Menschen bilden. Jene geistige Macht aber ist das, was das eigentliche Wesen des Menschen ausmacht, sein Wille, sein Herz mit seinen tausend rätselhaften Regungen. Zum Glück widerstreiten diese nicht grundsätzlich der Vernunft oder lassen sie doch in der Regel das letzte Wort behalten, sonst würde von ihr in dem Thun und Treiben der Menschen gar bald nicht mehr soviel zu spüren sein, als es immerhin doch noch der Fall ist. Denn was hilft vernünftige Überlegung bei dem, dem der Sinn unverrückbar nach der entgegengesetzten Seite steht? Er muß seinen Willen haben, und die Vernunft muß schweigen. Gerade dieser Fall kommt häufig genug vor; darum giebt es so viel Narrheit in der Welt.

Ist das nun ein Unglück? In vielen Fällen macht es sicherlich wenig aus, ist es vielmehr gar nicht so übel, der Narrheit zu begegnen, da sie eine erheiternde Abwechslung in die ernste Eintönigkeit des Lebens bringt. Schon Horaz sagt:

Dulce est desipere in loco, d. h. es ist ganz nett, am richtigen Orte einmal närrisch zu sein. Es kommt nur darauf an, den richtigen Ort zu finden. Wo z. B. von der Thätigkeit eines Menschen das Wohl und Wehe anderer abhängt, da ist die Narrheit nicht angebracht. Darum müssen sich die Fürsten und Herren vor ihr hüten. Heutzutage kommt ihnen ja die Volksvertretung und die Presse, die ihre Handlungen auf Schritt und Tritt bewachen, sehr dabei zu Hilfe. Aber in alter Zeit, wo man diese wohlthätigen Einrichtungen noch nicht kannte, und die Herrscher also ganz auf sich allein gestellt waren, hatten sie es nicht so leicht. Zwar konnten sie sich verständige Männer zu Ratgebern wählen; aber das genügte nicht, es mußten auch charaktervolle Männer sein, die sich nicht scheuten, dem Gebieter offen und ehrlich die Wahrheit zu sagen, und das war schwer, weil es ungnädig aufgenommen werden konnte, da die Wahrheit, wenn sie unangenehm ist, von niemand gern gehört wird. Etwas andres ist es, wenn sie in der anmutigen Hülle des Scherzes vorgetragen wird: das kann dem, der sich belehren lassen will, ebenso gut Aufklärung geben und braucht ihn, wenn er überhaupt Spaß versteht, nicht zu verletzen, weil er es äußerlich als Spaß behandeln und den ernstern Kern für sich im Stillen herauschälen kann. Darum sagt wieder Horaz: *Ridendo dicere verum quid vetat?* d. h. warum soll man nicht mit lachendem Munde gründlich die Wahrheit sagen? Gewiß; in der Sache bleibt es sich gleich, die Form aber macht einen gewaltigen Unterschied. Auf diese Erkenntnis ist die Einrichtung der Hofnarren zurückzuführen, wie sie sich in alten Zeiten regelmäßig im Gefolge regierender Persönlichkeiten fanden. Sie waren nichts weniger als Narren, sondern im Gegenteil Leute von sehr gesundem Urtheil und praktischer Lebenserfahrung, die außerdem noch Wiß und Takt haben mußten. Denn sie hatten unter anderm die Aufgabe, den Narren zu spielen und dabei insbesondre in dem vergrößernden Spiegelbilde ihres närrischen Gebahrens ihrem Herrn seine eigne Handlungsweise zu zeigen und ihn dadurch auf Fehler aufmerksam zu machen. Das erforderte ohne Zweifel eine nicht geringe geistige Befähigung, und so finden wir in der That, z. B. in den Shakespearischen Dramen, daß gerade die Narren oft die tief sinnigsten Anschauungen des Dichters vortragen und seine geistreichsten Gedanken aussprechen. Takt aber hatten sie deshalb nötig, weil sie mit der menschlichen Schwäche und den Launen des Gebieters zu rechnen hatten, der leicht finden konnte, daß der Scherz zu weit getrieben sei, und das dann dem armen, ehrlichen Narren übel vergalt. Gerade deshalb aber mußte dieser bei allem Takt auch ein freimütiger, unerschrockener Mann sein und durfte sich bei einem Herrn von edler Sinnesart um so eher etwas herausnehmen, wenn er diesem in herzlicher Treue zugethan war. Beispiele von solchen treuen Hofnarren sind aus der Geschichte verschiedne bekannt; es sei an Kaiser Maximilians des Ersten Narren Kunz von der Rosen erinnert, von dem Büge der rührendsten Liebe und Anhänglichkeit an seinen Herrn berichtet werden.

Diese Hofnarren waren also Narren aus Absicht und Beruf, freiwillige Narren. Seitdem sie aus der Mode gekommen sind, giebt es nur noch unfreiwillige, wie solche zu allen Zeiten auf Gottes Erdboden gewandelt sind und wahrscheinlich bis ans Ende der Tage wandeln werden. Die Narrheit stirbt nicht aus, heißt es ja.

Das klassische Vorbild dieser unfreiwilligen Narren ist die allbekannte Schöpfung des spanischen Dichters Cervantes, der sinnreiche Junker Don Quixote de la Mancha. Seine Narrheit besteht darin, daß er, der sich durch eifriges und anhaltendes Romanlesen in den hohen, edeln Geist der alten Ritterzeiten versenkt und verliebt hat, von diesem Geist erfüllt, in der ihn umgebenden gemeinen Wirklichkeit die Welt seiner Ritterromane erkennt und sich dieser Anschauung gemäß in seiner Umgebung

bewegt, wobei es denn geschieht, daß er Schafferden als feindliche Heere, Windmühlen als Riesen und eine gemeine Bauernmagd als Edel dame ansieht und behandelt. Diese Narrheit pflegt, wie vielleicht mancher aus seiner Erfahrung bestätigen kann, uns alle in den Knabenjahren, wenn auch in anderer Form und schwächerem Grade, heimzusuchen, wenn wir mit der lebhaften Auffassung und Teilnahme dieses Lebensalters in den Zauberbann der homerischen Gesänge, des Nibelungenliedes oder auch nur der Cooper'schen Indianerromane geraten. An der Erscheinung des Don Quixote machen wir übrigens die merkwürdige Wahrnehmung, daß die komische Wirkung, die seine Narrheit wie alle Narrheit hervorbringt, einen leichten Zusatz von Wehmut erhält. Das rührt daher, daß er in seinem närrischen Thun und Treiben von edeln, großen Beweggründen geleitet wird: er will der Ungerechtigkeit wehren, die bedrängte Unschuld schützen und dergleichen, kommt damit aber immer übel an, weil sich die Dinge eben nicht so verhalten, wie er sich einbildet, und so erweckt er unser Mitleid.

Das ist nun ein Gefühl, das von der unfreiwilligen Narrheit gewöhnlich nicht wachgerufen wird. Eher schon bereitet sie Ärger und Verdruß. Denn die Willensregungen, denen sie entspringt, sind meist nicht von der edelsten Art.

Nur eine Narrheit giebt es, die die aller verschiedensten Wirkungen auf den von ihr Befallenen wie auf seine Umgebung ausübt, den reichsten Segen stiftet und das größte Unheil anrichtet, und die deshalb einzig in ihrer Art dasteht, eine Narrheit, in der der Wille seine eigentliche Elementargewalt zum Ausbruch kommen läßt, seine schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Kräfte äußert. Wer kennt sie nicht! Es hat sie wohl jeder mehr oder weniger an sich selbst einmal erfahren, und wäre er der verhärtetste Hagestolz, dann vielleicht gerade am meisten, und denkt in spätern Jahren, je nachdem, mit Lust oder mit Neue daran zurück. Ja ja, „so ein verliebter Narr verpufft euch Sonne, Mond und alle Sterne zum Zeitvertreib fürs Liebchen in die Luft.“ Und wenn es bloß das wäre! Er macht oft schlimmere Streiche.

Soweit kommt es bei andern Narrheiten nicht, soviel es deren giebt. Schon vor vierhundert Jahren hat sie Sebastian Brant in seinem Narrenschiff unter mehr als hundert Nummern behandelt, indem er dabei an erster Stelle sich selbst, und zwar als Büchernarren, mit folgenden Worten vorstellte:

den vordanz hat man mir gelan,  
denn ich ohn nutz viel bücher han,  
die ich nit lies und nit verstan.

Diese Gattung von Narren ist auch heutzutage noch nicht ausgestorben. Ihre besondere Eigentümlichkeit besteht darin, daß sie, uneingedenk der Wahrheit: Was man nicht nützt, ist eine schwere Last — die Geistes schätze, die andre gehoben haben, um sich aufhäufen, ohne die Aussicht und auch ohne die Absicht, sie jemals sich selbst zu eignen zu machen und sich daran zu freuen. Es treibt sie nur die Lust an dem zwecklosen Besitz, und darin ist offenbar keine Vernunft. Ja wenn man zu jedem Buche, das man kauft, auch die Zeit und vielleicht auch den Verstand kaufen könnte, die nötig sind, es zu lesen! Von derselben psychologischen Natur wie diese Liebhaberei ist überhaupt das Bestreben, Geld und Gut anzufammeln und das, was man hat, festzuhalten — lediglich zu dem Zweck, es zu besitzen. Das ist der Geiz, der sogar für ein Laster gilt, und mit dem von unwirtschaftlichen Leuten nicht selten die Tugend der Sparsamkeit verwechselt wird, obwohl sie sich von ihm doch wesentlich dadurch unterscheidet, daß hier das Anammeln

und Festhalten von Geld und Gut ein Mittel zur Erreichung vernünftiger Zwecke bildet, als da sind: Sicherstellung für die Zeit der Not oder das Alter, sorgenfreie Lage von Weib und Kindern u. dergl. Der Geizige denkt daran nicht; eifrig sammelt er Schätze und hütet sie ängstlich, bloß weil ihm das Bewußtsein ihres Besizes Befriedigung gewährt, auch die Vorstellung, daß er sich mit seinem Mammon alle Freuden des Lebens verschaffen könnte, wenn er wollte. Aber er will eben nicht, und meistens kann er es auch nicht mehr; denn der Geiz stellt sich, wo er überhaupt auftritt, regelmäßig erst im Alter ein, wenn mit der Kraft der jüngern und mittlern Jahre die Fähigkeit, das Leben zu genießen, verloren gegangen ist; am meisten Aussicht, im Alter ein Geizhals zu werden, hat der, der in der Jugend das stärkste Verlangen nach Lebensgenuß gehabt hat: als Greis hält er ihn zu Gold erstarrt in den Händen, was, abgesehen von allem andern, doch eine unbegreifliche Narrheit ist.

Teilweise in derselben Willensrichtung, nämlich der Freude am zwecklosen Besitz, bewegt sich die Leidenschaft der Sammler aller Gattung, namentlich von Altertümern, Münzen, naturgeschichtlichen Gegenständen, Briefmarken usw., soweit dabei nicht ein wissenschaftliches oder künstlerisches Interesse im Spiele ist, das aber in manchen Fällen beim besten Willen nicht festzustellen ist. Hier wirkt eben regelmäßig noch ein anderer Beweggrund mit, nämlich das Verlangen nach der für jedermann behaglichen Lage, vor andern etwas voranzuhaben, ein offenbar närrisches Verlangen, wenn es sich auf Dinge richtet, die an sich geringen oder gar keinen Wert haben.

Handelt es sich gar noch um eine Modeeignung, wie bei der heutzutage so weit verbreiteten Vorliebe für alte Möbel- und Hausratstücke, alte, abgenutzte Teppiche und dergleichen, so sehen wir eins der kräftigsten Narrheitsmotive wirken, nämlich das der Mode.

Die Mode kann unbedenklich als eine der höchstgebietenden menschlichen Narrheiten bezeichnet werden, insofern ihre Herrschaft so allgemein anerkannt ist, daß gerade umgekehrt der, der sich ihr absichtlich entzieht, als Narr erscheint und Anstoß erregt, weshalb ein weiser Mann — ist es nicht gar Rant gewesen? — den Rat gegeben hat, lieber ein Narr in der Mode, als außer der Mode zu sein.

Das Wesen dieser eigentümlichen Erscheinung zu ergründen haben selbst denkende Köpfe für eine lohnende Aufgabe gehalten. Zu diesen gehört der berühmte Rechtsgelehrte Professor Thering, ein überaus geistreicher Mensch. Er findet das soziale Motiv der Mode, wie er es nennt, darin, daß jedes Mitglied der menschlichen Gesellschaft eifrig bestrebt ist, die Stufe, die es darin einnimmt, neben den thatächlich oder vermeintlich niedrigeren Stufen äußerlich erkennbar zu machen, indem es dazu die Erkennungszeichen der höhern Stufen benutzt und so deren Inhabern sich äußerlich gleichstellt. Dadurch entsteht eine unaufhörliche Bewegung, die, von den höchstgebietenden Magazinbesitzern und Modisten geleitet, in den obersten tonangebenden Schichten anhebt und sich bis in die untersten fortpflanzt. Diese sind nun freilich eigentlich nicht mehr in der Lage, einen Vorrang zu kennzeichnen, aber sie bringen es doch fertig, indem sich der eine Berufs- oder Standesgenosse männlichen oder weiblichen Geschlechts vornehmer dünkt als der andre, und demgemäß es den feinen Leuten gleichzuthun sucht. So kann eine Fabrikarbeiterin oder Stallmagd ihre Überlegenheit den andern gegenüber dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie ihren Sonntagstaat durch ein Kleid mit den anmutigen weitbauschigen Ärmeln ergänzt. Jedenfalls zeigt sie dadurch, daß sie den „Damen“ dieses Merkmal glücklich abgucken hat. Es kommt überhaupt bei der Mode

wesentlich darauf an, daß sie von den nachfolgenden Gesellschaftsklassen begriffen wird. Bis das geschieht, kann sie sich halten und üppig entfalten, natürlich nur, so lange es die Leiter der Modeindustrie gestatten. Wenn aber erst die breiten Schichten des Publikums dahintergekommen sind, was „Chic“ ist, dann ist es für die obern Behntausend die höchste Zeit, sich etwas neues auszudenken, oder von den tonangebenden Geschäften vorschreiben zu lassen, und das geht dann wieder denselben Gang, indem es schnell oder langsam bis nach unten durchsickert, um durch das nächste Neue verdrängt zu werden. Sollte aber einmal dieser Prozeß den unermüdlichen Erzeugern der Modewaren zu lange dauern, dann kürzen sie ihn mit machtvoller Hand ab, indem sie soviel des allerneuesten auf den Markt werfen, daß die fashionablen Kreise ihre Freude daran haben und die alten unmoderneren Sachen unmöglich länger behalten können. Und gehorjam und geduldig machen sie alle die Moden mit — Männlein und Fräulein, vornehmlich die Fräulein. Dabei wird auf Schönheit oder Zweckmäßigkeit nicht im geringsten Rücksicht genommen; im Gegenteil, man möchte oft glauben, daß die Mode darauf ausgehe, das Ebenbild der Gottheit zur greulichen Mißgestalt umzuwandeln und den Menschen an der Erledigung der ihm gestellten Aufgaben auf Schritt und Tritt zu hindern. Sie zwingt den Hals des Mannes in steife Kragen von einer Höhe, daß er kaum den Kopf bewegen kann, verbirgt seine wohlgebildeten Schenkel in scharfgefalzte Hülsen von der Weite eines halben Meters, verfielt die holde Frauengestalt mit ungeheuerlichen Auswüchsen an den Schultern und andern Körperteilen und hat, wie man sich noch erinnern wird, zeitweilig den Damen die Glieder so zusammengeknürt, daß sie nur mit Mühe gehen konnten. Über das alles ist so oft gespottet und geklagt worden, daß man fürchten muß, lästig zu fallen, wenn man es nur erwähnt. Aber es ist nötig, um klarzumachen, daß die Mode auf einem Beweggrund beruht, der von der Vernunft nicht geleitet wird. Wenn er nämlich, wie man wohl zugeben darf, in der That darin besteht, sich in äußerlichen Dingen über die einen zu erheben und zu den andern aufzuschwingen, dann ist er ja weiter nichts als Eitelkeit, d. h. die Lust an Dingen, die jedes wahren Werts ermangeln. Strebt einer, dem Grundsatz Noblesse oblige getreu, darnach, sich als Angehörigen seines Standes dadurch kenntlich zu machen, daß er sich eines ehrenhaften Lebenswandels und seiner Sitte befleißigt, oder will er sich über die große Masse erheben, indem er den Geist ausbildet oder Kenntnisse sammelt, so läßt sich das vom Standpunkt der Vernunft aus nur billigen; denn das ist alles des Schweißes der Edeln wert. Aber eine „Robe“ oder ein Hütchen nach einem bestimmten Modell für sich bloß deshalb zu beschaffen, weil es die Fürstin X auf dem letzten Frühjahrsrennen getragen hat, ist bloße Narrheit und um so größere Narrheit, als sie viel Geld kostet; denn Neuheiten stehen bekanntlich hoch im Preise.

Wie mit der Kleidermode, so steht es aber mit allen andern Moden, z. B. auch mit der Sprachmode. Wenn die Narrheit, von „Gasglühlicht Nuer“ zu reden, statt von „Nuerschem Gasglühlicht,“ an eine alte Geschäftsfirma das Wort „Nachfolger“ anzuhängen (Dorothea Weise Nachfolger) auf alle erdenklichen Waren ausgedehnt und bis zum kleinsten Dütchenkrämer herunter durchgesiebert sein wird, wenn es in einer großen Stadt gar keine andern Geschäftsfirmen mehr als „Nachfolger“ geben wird, dann müssen sich die, die angefangen haben, natürlich wieder etwas neues ausfinden, hoffentlich das nächste mal etwas vernünftigeres!

(Schluß folgt)

